

Evolution von Religiosität und Spiritualität

Glauben Sie an Gott? Und wenn ja, warum?

Nach den Gesetzen der Evolutionstheorie muss Religiosität einen biologischen Vorteil bringen. Wie anders wäre es zu erklären, dass sie sich über mindestens 100.000 Jahre Menschheitsgeschichte erhalten hat. Ein Bericht aus einem interdisziplinär dynamischen Forschungsfeld.

Nach Jahrzehnten teilweise schroffer Abgrenzung zwischen Natur-, Kultur- und Geisteswissenschaftlern kommt plötzlich Schwung in die Zusammenarbeit – und das ausgerechnet in einem mit Emotionen behafteten Randgebiet, das unter dem exotisch klingenden Namen „Neurotheologie“ schnell mediale Popularität erlangte. Die naturwissenschaftliche Basis sind unter anderem Befunde der bildgebenden Hirnforschung, erhoben an meditierenden und betenden Menschen. Anhand bunt eingefärbter Aktivitätsmuster wurden klassische erkenntnistheoretische Fragen neu diskutiert. Ist Gott nur ein Hirnspinnst? Oder verweisen solche Aktivitäten auf die Repräsentation „höherer Wahrheiten“?

Einen Schlüssel zu diesen zeitgemäßen Fragen liefert – für manchen vielleicht überraschend – Charles Darwin (1809-1882). Er erwarb in seinem so erfolgreichen Leben nur einen einzigen Studienabschluss: Den eines anglikanischen Theologen. Neben der „Abstammung des Menschen“ von 1871 arbeitete er in den „Gemütsbewegungen bei Menschen und Tieren“ von 1876 auch erkennbar kundig an der Frage, wie und wozu jeweils religiöse und spirituelle Veranlagungen in der Evolution des Menschen entstanden seien.

Darwin hatte Religiosität als „Glauben an unsichtbare und geistige Wesenheiten“ gefasst und aus grundlegenden, kognitiven Funktionen abgeleitet. Inzwischen defi-

nieren wir tatsächlich wieder Religion als Glauben an überempirische (manchmal auch noch: übernatürliche) Akteure wie Ahnen, Geister, Engel und Gottheiten. Neuropsychologische Experimente bestätigen, dass Menschen von klein auf

instinktiv dazu neigen, bewegten Objekten Personalität zuzusprechen (*Hyper-Agency Detection, HAD*) und spontane Annahmen über die Motive und Einschätzungen Anderer zu bilden (*Theory of Mind, TOM*). Auf Basis dieser individuell unterschiedlich stark veranlagten und bei Frauen im Durchschnitt etwas stärker als bei Männern ausgeprägten Kognitionen entfalten sich dann weltweit kulturell-religiöse Traditionen. Als evolutionsgeschichtlich früheste Spuren lassen sich Bestattungen seit etwa 100.000 Jahren sowohl bei *Homo sapiens* wie *Homo neanderthalensis* nachweisen, später kommen Körperverzierungen, Figuren- und Höhlenkunst und schließlich Tempelstätten hinzu.

Aber warum? Schon Darwin hatte vermutet, dass gemeinsame Überzeugungen von der Existenz beobachtender Wesenheiten unter Glaubenden höhere Kooperationsniveaus und Regeltreue bewirken können. Durch komplizierte Verhaltensanweisungen konnten Gemeinschaften zudem Trittbrettfahrer abweisen: Erst wer als Anwärter aufwendige Initiationsrituale auf sich nimmt und als Mitglied dann bestimmte Speise-, Kleidungs-, Bestattungs-,

Zeit- und Gemeinschaftsgebote befolgt, signalisiert damit anderen gegenüber Glauben und Glaubwürdigkeit. Religiöse Lehren und Gebote müssen deshalb geradezu ir- oder überirrational und zudem kostspielig sein, um soziale Wirkungen entfalten zu können. Entsprechend weisen fundamentalistische Gemeinschaften quer durch die Weltreligionen intensiveren Zusammenhalt auf als ihre weniger abgegrenzten, liberalen Varianten.

Formen und Ziele der religiös gestützten Kooperation sind dabei kaum gerichtet. Sie reichen von vergleichsweise flexiblen Tabus, Regeln und Gruppenritualen scha-

Über den Autor

Dr. Michael Blume lehrt Religionswissenschaft an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Er promovierte über Neurotheologie, eine junge Spezialdisziplin an der Schnittstelle zwischen Hirn- und Religionsforschung. Für seinen Wissenschaftsblog *Natur des Glaubens* erhielt er den Scilogspreis 2009.



Buchempfehlung:
R. Vaas, M. Blume:
„Gott, Gene und Gehirn. Warum Glaube nützt. Die Evolution der Religiosität“
Hirzel 2012 (3. Aufl.)

manistischer Jäger- und Sammlerkulturen über die Legitimation von Hierarchien (wörtlich: heiligen Ordnungen) etwa durch blutdürstige Kriegsgötter der frühen Agrarstaaten bis hin zu den monotheistischen, oft kriegerischen Missionsbewegungen des Mittelalters und der Neuzeit.

Auf längere Sicht setzen sich allerdings doch immer wieder nur jene Varianten durch, denen ein friedliches Arrangement mit ihrer jeweiligen Umgebung und andauerndes Wachstum durch große Familien gelingt.

Wie in Insektenstaaten werden dabei häufig auch zölibatäre Rollen als „Helfer am Nest“ geprägt, die sich um Zusammenhalt, Überleben und Kinderreichtum der Gemeinschaft verdient machen, ohne selbst Nachkommen zu zeugen.

Und so finden wir quer durch alle Gesellschaften eine starke Korrelation zwi-

schen evolutionärer Fitness und starken Glaubensgemeinschaften: Religiös aktive Menschen engagieren sich im Durchschnitt deutlich mehr für Gemeinschaft und Familie und weisen höhere Kinderzahlen auf als ihre weniger oder nichtpraktizierenden Nachbarn. So kennen wir Dutzende über Generationen hinweg kinderreiche Populationen wie Mennoniten, Hutterer, Mormonen oder orthodoxe Juden – aber noch keine einzige, nichtreligiöse Gemeinschaft, die auch nur ein Jahrhundert

Religiös aktive Menschen bekommen mehr Kinder.

hindurch bei zwei Kindern pro Frau wenigstens demografisch stabil geblieben wäre. In Deutschland liegt der Schnitt passend zur hohen Zahl Konfessionsloser und nicht praktizierender Christen derzeit bei 1,6.

Seit einigen Jahren interessieren sich Hirnforscher auch für Entgrenzungs- und Transzendenzerfahrungen, die sowohl spontan auftreten als auch in Meditationsübungen kultiviert werden können. Diese sind in allen Kulturen anzutreffen und verbinden sich mit religiösen Traditionen, wobei meist eine Spannung zwischen Grenzen betonender Orthodoxie und entgrenzender Mystik entsteht. Entsprechend zeigen sowohl neuroanatomische als auch sozialpsychologische Befunde, dass es sich um zwar kombinierbare, aber verschiedene Merkmale handelt. Während religiöse Tätigkeiten wie Gebete mit Aktivitäten der sozialen Kognition vor allem im Stirn- und vorderen Scheitellappen korrelieren, gehen spirituelle Erfahrungen mit reduzierten Ich-Umwelt-Abgrenzungen im hinteren Scheitellappen einher.

Spiritualität könnte übrigens deutlich älter als Religiosität sein; sie wird von Primatologen wie Jane Goodall sogar bei Schimpansen vermutet. Ob und wie sie zum Beispiel mit archäologischen Funden zu ästhetischen Empfindungen zusammenhängt, ist noch umstritten. Studien deuten

darauf hin, dass Spiritualität gesundheitliches Wohlbefinden und soziale Verträglichkeit in Gruppen fördern kann.

Wie geht es weiter?

Mit zunehmendem Wohlstand, Bildung und Sicherheit sinkt im großen Durchschnitt die Nachfrage nach religiösen Vergemeinschaftungen, während spirituelle Erfahrungen weiter geschätzt werden. In Europa, Israel und den USA lässt sich ein religionsdemografisches Paradox beobachten: Postreligiöse Bildungsschichten

Glaube und Aberglaube

Der Begriff Aberglaube (mittelhochdeutsch: *abergloube* = abweichender Glaube) stammt aus dem 15. Jahrhundert: Die Kirche wendete ihn sowohl auf Menschen an, die sich nicht von ihrem überkommenen heidnischen Götterglauben lösen wollten, als auch auf Ketzer, die die gängige kirchliche Lehrmeinung durch die neuen Glaubenssätze der Aufklärung infrage stellten. Im 18. Jahrhundert galt das einfache Volk als abergläubisch, weil es unerklärliche Ereignisse auf höhere Mächte zurückführte. Im 20. Jahrhundert definierte Prof. Judd Marmor aus Los Angeles den Begriff so, wie es heute noch üblich ist, als „Glaubenssätze und Praktiken, die wissenschaftlich unbegründet sind

bringen weit mehr wissenschaftliche Argumente und Leistungen hervor – aber nur religiös Aktive ausreichend Kinder. Wer als „Gebildeter“ gläubige Menschen als ungebildet und abergläubisch herabsetzt, wird unserer Natur und Geschichte vermutlich nicht gerecht. 🌸



Dr. Michael Blume

Religionswissenschaftler

www.blume-religionswissenschaft.de

Brückenschlag

Die Evolutionsforschung zu Religiosität und Spiritualität gehört zu den derzeit dynamischsten Forschungsfeldern – nicht nur, weil ihre Themen öffentlich als relevant erachtet werden, sondern auch, weil sie Wissenschaftler aus den unterschiedlichsten Bereichen miteinander verbindet. Immer mehr Forscherinnen und Forscher aus den verschiedensten Disziplinen und Nationen kommen über Online-Netzwerke, Studien und Publikationen und schließlich eigene Tagungen, Institute und Fachzeitschriften zu diesen Themen zusammen.

Aus naturwissenschaftlicher Sicht hat Religiosität vor allem ähnliche genetische und anatomische Grundlagen wie Sprachfähigkeit und Musikalität. Aber die konkreten, kulturellen Traditionen und damit auch Auswirkungen erschließen sich nur über Geschichts-, Kultur- und Sozialwissenschaften. Und bei der Begriffsbildung und Bewertung führt auch am Brückenschlag zu den Geisteswissenschaften kein Weg vorbei.